

Ares

KEIN FALL FÜR CARL BRUN

THRILLER



FRANK JORDAN



Frank Jordan
Ares

**«Freiheit beruht merklich auf dem Mut,
im richtigen Moment Nein zu sagen.»
– Robert Nef (Publizist)**

Hinweis

Der Fontis-Verlag veröffentlicht dieses Buch – im Gegensatz zu den meisten seiner weiteren Publikationen – der Story, den Geschehnissen und der beschriebenen Szene und ihren Protagonisten geschuldet in einer ungeschönten, taffen und äußerst direkten Umgangssprache.

Frank Jordan

ARES

Kein Fall für Carl Brun

fontis

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Der Fontis-Verlag wird von 2021 bis 2024
vom Schweizer Bundesamt für Kultur unterstützt.

Dieser Roman erschien in einer ersten Fassung im Jahr 2020 beim
«Natalia Lichtschlag Buchverlag», Grevenbroich, dem an dieser Stelle aller Dank
gilt für den großen Einsatz und das ebenso große Commitment.

Copyright der neuen, komplett überarbeiteten und neu gesetzten Fassung:

© 2022 by Fontis-Verlag Basel

Umschlag: René Graf, Fontis-Verlag Basel
(basierend auf dem Vorentwurf von «Lichtschlag Medien Meerbusch»)
Foto Autorin: © by Monika Hausammann
Satz: Justin Messmer, InnoSet AG, Basel
Gedruckt in der Tschechischen Republik

ISBN 978-3-03848-243-7

The Cast

Deutschland (Regierung & Dienste) sowie international:

- **Arndt Steffen:** Kanzleramtschef
- **Bahlow Franz:** Kurzzeitig Bundeskanzler, heute Verteidigungsminister
- **D'Alessio Brian:** Chef USEUCOM und damit auch Oberbefehlshaber der NATO für Operationen
- **Erhardt Guido:** Ex-Chef Bundesnachrichtendienst BND, heute Leiter der «Unity Bank»
- **Grabowsky Christian:** Berater des deutschen Bundeskanzlers, vorher Strategie- und Sicherheitsberater in den USA
- **Hessberg Eric:** Bundeskanzler, verheiratet mit Joan Hessberg
- **Hessberg Joan («Jo»):** Bundeskanzler-Gattin, verheiratet mit Eric Hessberg
- **Juchatz Peter:** Leiter des Bundesnachrichtendienstes (BND)
- **Kunze Georg:** Regierungssprecher
- **Marquardt Sibel («Sib»):** Europäischer Auswärtiger Dienst, Vorsitzende «East StratCom Task Force»
- **Mieling Sven:** Mitarbeiter McKinsey und in dieser Funktion ehemaliger Berater des Verteidigungsministeriums
- **Monti Corrado:** Ehemals Weltbank und Internationaler Währungsfonds, heute Europäischer Investitionsfonds EIB
- **Portner Jérôme:** Vize-Kanzler
- **Zidek Juli:** Bundesnachrichtendienst (BND), Doppelagentin, Vermittlerin zwischen dem BND und den Amerikanern; in Wahrheit Mitarbeiterin des israelischen Geheimdienstes

Deutschland (Mitarbeiter)

- **Kron Michael:** Fahrer von Bundeskanzler Eric Hessberg
- **Nolan Alex:** Fahrer von Christian Grabowsky
- **Wegener Marie:** Büroleiterin von Bundeskanzler Eric Hessberg

Frankreich

- **Comte Julien:** Deckname für Marouan Ghouar
- **DJ Azeera (alias Kebdani Essia):** Erfolgreichste DJane, bestbezahlter Electronic-Dance-Music-Act weltweit
- **Dutertre Raffael («Raffa»):** Seit Kindertagen naher Freund von Essia Kebdani
- **Ghouar Marouan (vor der Zeit als Manager: Ahmed Merac):** Tour-Promoter und Manager von Essia Kebdani alias DJ Azeera
- **Kebdani Essia (alias DJ Azeera):** Erfolgreichste DJane weltweit
- **Lydia:** Private Masseurin von Essia Kebdani alias DJ Azeera
- **Merac Ahmed (als Manager mit neuem Namen: Marouan Ghouar):** Tour-Promoter und Manager von Essia Kebdani alias DJ Azeera
- **Meyzie Jérôme:** Sozialhilfe-Empfänger und IT-Spezialist

Schweiz (Regierung & Dienste)

- **Alder Jens:** Ehemals Leiter eines Operations-Teams beim Nachrichtendienst des Bundes (NDB), danach für den NDB unter der Tarnung als Kulturattaché an der Schweizer Botschaft in Berlin
- **Besson Pierre:** Früherer Bundesrat und Bundespräsident
- **Burger Josef («Jo»):** Interimsmäßiger Chef des Nachrichtendienstes des Bundes (NDB)
- **Gärtner Matthias:** Stabschef Verteidigungsdepartement
- **Hiller Christoph:** Vormaliger Chef des Nachrichtendienstes des Bundes (NDB)
- **Lanzetti Vincent:** Chef Operationen Nachrichtendienst des Bundes (NDB)
- **Ludwig Oskar:** Bundesrat, Finanz- und Justizdepartement
- **Meier-Matter Franziska:** Bundesrätin, Militärdepartement, Oberste Befehlshaberin der Armee
- **Sauter Steffen:** Langjähriger Weggefährte von Bundesrat Oskar Ludwig, heute sein Pressesprecher und sein engster Vertrauter

Nachrichtendienste Schweiz & Israel (Carl Bruns Team)

- **Balmer Lorenz:** Schweiz, Geheimdienst, IT-Spezialist des Teams
- **Beria Miho:** Israel, Geheimdienst, Operationen
- **Blum Nouriel («Nour»):** Schweiz, Geheimdienst, Beschaffung und Auswertung, Ex-Militär
- **Brun Carl:** Schweiz, Geheimdienst, Teamleiter, Ex-Militär
- **Haldemann Luc:** Schweiz, Bekannter von Nik Horn, der den Kontakt mit Guido Erhardt bei der «Unity Bank» herstellte
- **Horn Nik:** Schweiz, früherer Investmentbanker, stieß nach einem eigenen Deliktfall contre-cœur und quasi zur Abbitte als freier Mitarbeiter zum Team
- **Yakin Boas:** Israel, Geheimdienst, Operationsplanung, Überwachung
- **Karlin Dana:** Israel, Geheimdienst, Beschaffung und Auswertung, Spezialgebiet Naher Osten, Schwerpunkt Iran
- **Krall Andreas:** Deckname («alter ego») von Carl Brun
- **Pedro Semih:** Israel, Geheimdienst, inoffizieller Mitarbeiter in Spanien
- **Perroulaz Sava Nina:** Schweiz, Geheimdienst, das «Muttertier» von Bruns Truppe, Beschaffung und Auswertung, Ex-Militär
- **Rachmanowitsch Yuri:** Israel, Chef des Geheimdiensts
- **Raible Christoph: («Gresch»):** Journalist, Chefredakteur
- **Refaeli Joaf:** Israel, Geheimdienst, Beschaffung und Auswertung
- **Röthlisberger Valentin («Vali»):** Schweiz, Geheimdienst, Überwachungsspezialist
- **Van Laer Piet (früher: Hauser Piet):** Schweiz, Geheimdienst, Beschaffung und Auswertung, Ex-Militär
- **Vidali Jezreel («Jez»):** Schweiz, Geheimdienst, Beschaffung und Auswertung, Ex-Bundespolizei, Carl Bruns Frau
- **Zidek Juli:** Eigentlich beim deutschen Bundesnachrichtendienst (BND), aber Doppelagentin (deshalb doppelt aufgeführt), Vermittlerin zwischen dem BND und den Amerikanern; in Wahrheit Mitarbeiterin des israelischen Geheimdiensts

Spanien, A Coruña

Der Tag, an dem Ben Kramer starb, war derselbe, an dem er sich eingestand, dass alles eine Lüge war. Alles. Eine Lüge, die sich Politik nannte. In Wahrheit gab es so was längst nicht mehr. Weder Politik im Sinn der langfristigen und tragfähigen Sicherung eines Gemeinwesens noch Parteien. Weder «links» noch «rechts». Es gab bloß das System, das große Spiel, und alles drehte sich darum, es zu erhalten und maximal davon zu profitieren, während einige «Regierung» spielten. Jeder log: Kameraden, Vorgesetzte, Politiker, Anwälte, Richter, Konzernchefs, Angestellte, Gewerkschafter, Psychiater, Patienten. Einfach jeder. Er selbst zuerst. Und er fragte sich, in voller Kampfmontur im Truppentransporter sitzend, ob es zu schaffen wäre, durch all den Betrug und Selbstbetrug hindurch zur Wahrheit zurückzufinden. Oder zumindest zur ernsthaften Suche danach. Einen Versuch war es wert, und Zeit, so glaubte er, hatte er genug.

Man musste klein anfangen. Das galt für alles. Für Großes wie die Wahrheit erst recht. Sein Name war Benjamin Kramer. Alter 41. Größe 1.91 Meter, Gewicht 87 Kilo, Haarfarbe braun, Augenfarbe braun. Herkunft Blankenberg, Mecklenburg-Vorpommern, Deutschland. Eintritt in die Bundeswehr mit 17. Übertritt zum Kommando Spezialkräfte mit 22. Einsätze in Mali, im Sudan, in Afghanistan, Irak, Syrien und in der Ukraine.

Spätestens ab hier wurde es schwierig, zwischen «der Wahrheit» und «seiner Wahrheit» zu unterscheiden. Ob es überhaupt möglich war, wusste er nicht. Vielleicht müsste man sich damit begnügen, ein paar Tatsachen aus den Schichten dessen herauszuschälen, was bloß Meinung war und was Glaube.

Der Truppentransporter, ein Mercedes-Benz der Axor-Reihe, bretterte jetzt über den glatten Asphalt in eine Rechtskurve. Kramer wurde mitsamt den knapp 70 Kilo der Ausrüstung gegen seinen Nebenmann gedrückt. Ein Amerikaner. Rufname «Lone», ehemals US Special Forces, «Green Berets».

«Keine Namen», hatte eine der Formeln gelautes, die ihnen in den ersten Tagen eingehämmert worden waren. «Nie. Zu niemandem. Wenn man anfängt, Namen preiszugeben, und wenn jemand herausfindet, wer deine Freunde sind, und anfängt, Fragen zu stellen, dann kann das sehr schnell zu einem Sicherheitsproblem werden. Und Sicherheitsprobleme wollen wir hier nicht.»

Er brauchte nicht erst nach hinten durch die Einstiegs Luke des LKWs zu sehen, um zu wissen, dass sie eben den sogenannten «zivilen Bereich» des rund 20 Quadratkilometer großen Geländes mit den Wohn-, Schulungs- und Konferenzräumen verlassen hatten und jetzt entlang der beiden Start- und Landepisten, vorbei an den Schießanlagen, der Fallschirm Landezone und an den Ausbildungseinheiten für das Training im Nahkampf, an Sprengkörpern, Brandbomben und Schusswaffen in Richtung ihres Ziels, «der Stadt», rasten.

Lone war Gruppenscharfschütze wie er selber. Squad Designated Marksman, kurz SDM. Dass die Amerikaner, obwohl zahlenmäßig in der Minderheit, hier nicht nur sprachlich, sondern auch in Sachen Ausbildung, Ausrüstung und Grundaufbau der Verbände und Einheiten das Sagen hatten, war schnell klar gewesen. Es unter «Lüge» zu verbuchen, wäre daher dumm – Kramer teilte es der Rubrik «Nicht erwähnte Tatsachen» zu.

«Leute wie uns kann man auf drei Arten motivieren», hatte der Mann, der sich Torsten nannte, beim ersten Gespräch zu ihm gesagt. «Erstens, wenn es um das Ideal der Freiheit für die eigenen Leute geht. Zweitens, wenn es um Kameradschaft geht. Und drittens, wenn es darum geht, jemanden zu töten. Um Freiheit und Kameradschaft geht es hier nicht. Egal, was man Ihnen in den kommenden Tagen sagen wird: Denken Sie darüber nach, bevor Sie irgendwas unterschreiben.»

Mit «irgendwas» hatte Torsten einen Siebenjahresvertrag inklusive Geheimhaltungserklärung gemeint. Auch hierzu hatte er etwas zu sagen gehabt: «Die Geheimhaltungsklausel gilt bereits für dieses Gespräch und ab hier für alles, was Sie tun, sehen und hören werden. Reisen, Reiseziele, Pläne, Unterkünfte, Crews, Einsätze, Hotels, Kameraden, Ausrüstung, Vorgesetzte. Alles. Was Ihnen wie Tinte er-

scheint, ist Blut, Kramer. Wer redet, ist raus.» Stimme und Mimik hatten zu einer sehr weitläufigen Interpretation des Wortes «raus» eingeladen.

Er hatte nachgedacht. Allerdings nicht viel länger als kurz zuvor, als ein ehemaliger Kamerad ihm die Kontaktnummer von Torsten gegeben hatte mit der Information, es würden in ganz Europa und darüber hinaus Leute aus militärischen Spezialeinheiten für ein «Sonderprojekt» gesucht. Da hatte es nicht viel nachzudenken oder abzuwägen gegeben. Wenn einer 15 Jahre lang jährlich 270 Tage im Einsatz oder im Training gewesen und aus Flugzeugen gesprungen war oder Schnellboote gefahren hatte und plötzlich Versicherungen verkaufen sollte – das war kaum zu schaffen. Es war schlicht zu hart. Außerdem fehlte für andere Berufe meist die Qualifikation. Man war dazu ausgebildet, an vorderster Front zu stehen und zu töten, bereit, selbst getötet zu werden. Adrenalinschub: Level unendlich. Das machte süchtig – das wurde man nie wieder los. Der Versuch kam dem Unterfangen gleich, das Leben selbst loszuwerden. Und nicht zuletzt: Es fiel schwer, nach endlosen Monaten ohne Einkommen und bei untätiger Sinnleere ein Angebot abzulehnen, bei dem einer im Monat mehr verdiente als in einem ganzen Jahr bei der Armee oder in einem Zivilberuf. Steuerfrei.

Er hatte unterzeichnet und damit, so der Wortlaut im Vertrag, freiwillig das Risiko akzeptiert, «beschossen, verstümmelt und/oder getötet zu werden». Letzteres «durch Schusswaffen oder anderes Kriegsgerät, durch den Absturz eines Flugzeugs oder Helikopters, durch Scharfschützen, Landminen, Artillerief Feuer, Panzerfaustgranaten, Autobomben, Erdbeben oder andere Naturkatastrophen, durch Gift, Volksaufstände, Terroranschläge, im Nahkampf oder durch Krankheiten, usw.»

«Ziemlich umfangreicher Risikokatalog für einen Job, bei dem es um Objekt- und Personenschutz geht», hatte er in Torstens Richtung bemerkt.

Der Mann hatte gelacht: «Standard, Kramer. Heute bist du am Arsch, wenn du dir nicht jeden noch so makabren Furz unterschreiben lässt.»

Gleich nach diesem Gespräch war das zum Tragen gekommen, was der Vertrag als «unverzüglichen Einsatz» bezeichnet hatte: Er hatte zwölf Stunden Zeit bekommen, um zu packen, sich von wem auch immer zu verabschieden und an den Treffpunkt zu gelangen. Mitten in der Nacht war er mit rund 60 anderen an Bord eines Transportflugzeugs – einer Propellermaschine von Lockheed – gegangen und an den Ort geflogen worden, wo sie Torstens Auskunft gemäß diverse Eignungs- und Sicherheitstests und – bei Bestehen – ein mehrwöchiges Training zu absolvieren hätten. Erst am zweiten Tag hatte er erfahren, dass das Gelände, auf dem sie sich befanden, in Polen lag. Das war jetzt drei Jahre her. Und trotz der Routine der Rotationen, den Einsätzen, dem endlosen Training war die Erinnerung an die Begeisterung dieser ersten Tage um keinen Deut verblichen. Den anderen Neuen war es ähnlich ergangen. Als sie an ihrem Zielort die letzte Straßenbiegung genommen hatten und durch das mit Nato-Draht, Kameras und Betonsperren gesicherte Tor in eine Sicherheits-schleuse und von da auf das Gelände gefahren waren, wo er für die kommenden Monate leben würde, war ihm sofort klar gewesen, dass das hier gigantisch war. Nach einem Vierteljahrhundert finanziellen und kompetenzmäßigen Ausblutens konnte man von solchen Anlagen bei den regulären Truppen des Heers nur träumen.

Waren sie während der vorangegangenen drei Stunden über Pisten gefahren, von denen nur mit unendlich viel gutem Willen von «Straßen» gesprochen werden konnte, änderte sich dies hier schlagartig. Die Piste wurde zur Autobahn, das Gelände war übersichtlich, alles, was er sah, perfekt gepflegt. Später erfuhren sie, dass der Bau beziehungsweise Umbau der Anlage – es handelte sich um eine ehemalige Ausbildungseinrichtung der polnischen Streitkräfte – ein ganzes Jahr gedauert hatte.

Sie waren zum zivilen Bereich gelangt. Wohnhäuser, Verwaltungs- und Schulungsgebäude waren gruppiert um ein Zentrum mit Restaurants, Supermarkt, Waffen und Sportgeschäften, Buchhandlung, Kino, Fitnessräumen und Kiosk. Gleich an das dorfähnliche Zentrum schloss sich ein riesiger Bereich zur Reinigung von Waffen mit Dutzenden von Tischen auf Brusthöhe und Hochdruckreinigern an, der

den Übergang zum Flugfeld, dem See zum Training von Landungsaktionen, den Schießständen und den restlichen Ausbildungseinheiten markierte. Das Herz der Anlage indes schlug im Hintergrund, weit abgeschlagen von Häusern, Hallen, Parcours und Teichen: «die Stadt». Eine originalgetreu zu Übungszwecken nachgebaute Pseudostadt, zu deren Ausstattung Fahrzeuge jeder Art und Hubschrauber ebenso gehörten wie die Tatsache, dass hier nebst Farbpatronen auch scharfe Munition zum Einsatz kam.

Kramers Erinnern und das reale Geschehen überschritten sich: Der Truppentransporter hielt etwas außerhalb der Stadt auf einem Gelände, das «die Basis» genannt wurde. Natürlich war es eine andere Stadt als jene damals in Polen, aber nicht minder gespenstisch in ihrer täuschenden Echtheit. In Wirklichkeit war es hier wie dort keine ganze Stadt, sondern ein Stadtteil, der in der Realität ungefähr 50.000 Einwohner zählen würde. Im Zentrum lag hier ein großer rechteckiger Platz, der komplett von mehrgeschossigen Häusern umgeben war und zu dem es aus dem umliegenden Chaos eines Altstadtquartiers mit seinen Gassen und Gässchen, Läden, Kneipen, Plätzen, Parkanlagen und Kirchen zwölf Zugänge gab. Irgendwo da würde im Lauf der nächsten 24 Stunden ein «verheerendes Ereignis» der T-Kategorie stattfinden. «T» stand für Terrorismus.

Ihre Aufgabe während der nächsten Tage wäre die Sicherung des Ereignis-Zentrums, der anliegenden Quartiere, die Unterstützung der Hilfskräfte und die Bekämpfung von Kriminalität und Plünderungen sowie die Verhinderung von Unruhen. Alles täuschend echt dank Einsatz eines sogenannten Mapped-Reality-Systems, das durch die passgenaue Überlagerung der Realität mit einem virtuellen Szenario jedes noch so grausige Detail eines solchen Ereignisses lebensecht auf die Netzhaut und in die Gehörgänge projizierte.

Jede Straße, jeder Treppenaufgang, jede Wohnung, jeder Garten – alles war perfekt erfasst und abgeglichen. Außerdem war zu Analyse- und Kontrollzwecken jeder Winkel mit Kameras vollgestopft. Konzeption und Bau der Anlage mussten gigantische Summen verschlungen haben. Vom Betrieb ganz zu schweigen. Hätte man ihm vor drei Jahren erzählt, dass so etwas existiere, dass ein System

dieser Art und Komplexität in solchem Umfang überhaupt denkbar war, hätte er gelacht. Heute war es Normalität und Gegenstand von Witzen, wenn einer ein VR-Tool wie Brille oder Zielfernrohr beschädigte und es hieß, «MARIA» wäre darüber not amused. «MARIA» war der Name, den irgendwer einmal dem VR-System verpasst hatte. Er ging zurück auf die Mutter aller künstlichen Intelligenzen aus dem Film «Metropolis» aus dem Jahr 1927. Im Vergleich zum naiven Bild des Maschinenmenschen von damals war die neue «MARIA» nicht weniger als eine Rechnerstadt unter «der Stadt», was bei den zum Betrieb der Anlage notwendigen Rechnerkapazitäten nicht einmal abwegig war.

Der Transportlastwagen hielt mit einem Ruck. Kramer ging geduckt zur Ausstiegs Luke. Halb kletterte er hinunter, halb sprang er. Hier würden sie zusätzlich zur regulären Ausrüstung – Waffen, Munition, Schutzweste, Funkgerät, Rucksack, Nahrungsmittel – Headsets, VR-Brillen, Handschuhe und die mobilen Akkus fassen. Den Zeitpunkt des «Ereignisses» würden sie erst erfahren, wenn es geschah. Von Stunde X an sollte vom Alarm über die taktische Einsatzplanung bis hin zum Einsatz alles so echt wie möglich ablaufen. Bis dahin würden sie warten.

«Sie», das waren 9 Züge à 12 Mann beziehungsweise 27 Kommandos à 4 Mann. Kramer und Lone bildeten eines der Scharfschützen-Zweierteams ihres Zugs und würden die Kameraden während des Einsatzes von einem übersichtlichen Standort aus sichern und unterstützen.

Kramer ging mit Lone und den anderen über den Parkplatz in Richtung der Baracke. Sie brauchten sich längst nicht mehr abzusprechen über das Was und Wie des Zeitvertreibs bis zum Einsatz. Die meisten von ihnen würden schlicht und einfach schlafen, bis der Alarm kam. Sie hatten eine der brutalsten Trainingswochen überhaupt hinter sich, und ihnen war eine sogenannte «Walk Week» – ein paar Erholungstage, während derer man Sportschuhe tragen durfte, ohne darin rennen zu müssen – in Aussicht gestellt worden. Dass die vor Erschöpfung auch in der größten Hitze frierenden Männer stattdessen zu einem Einsatz in der Stadt gepeitscht wurden, überraschte

längst keinen mehr. Die Wirklichkeit eines echten Kampfgeschehens war noch viel brutaler, und wer aufgab, starb nicht nur selber, sondern riss auch Kameraden mit in den Tod. Trotzdem war die Stimmung gedrückt und gereizt an diesem Tag.

Erneut wanderten Kramers Gedanken zurück. An Schlaf war damals während der ersten Zeit in Polen nicht zu denken gewesen. Zusammen mit den anderen Neuen war er unter einer Lawine von Informationen, Tests, Gesprächen und Einführungsveranstaltungen begraben worden. Die kurzen Ruhezeiten hatten kaum gereicht, um auch nur einen Hauch von Ordnung in die schiere Masse des Neuen zu bringen – von Ruhe ganz zu schweigen. Was blieb und auch heute die Erinnerung daran dominierte, war der Enthusiasmus dieser Tage. Das und der unbedingte und unbändige Wille, alles zu glauben.

Sämtliche Geräte wie Tablets und Smartphones waren ihnen bereits in Deutschland abgenommen worden. Von jetzt an gäbe es keine Kommunikation mit der Außenwelt mehr. Was sie von draußen noch erfuhren, lieferte ihnen das Satellitenfernsehen, mit dem jede Zwei-Mann-Wohninheit ausgestattet war.

«Jeder von Ihnen weiß aus eigener Erfahrung, wie es um die nationalen Streitkräfte bestellt ist», hatte der Mann gesagt, der sie am zweiten Morgen um sieben nach dem Frühstück in einem der Schulungsräume in Empfang genommen und sich als Florian vorgestellt hatte. «Ich glaube nicht, dass es übertrieben ist, zu sagen, dass einige der nationalen Armeen völlig heruntergewirtschaftet und so gut wie am Ende sind. Die Ausbildungsmöglichkeiten, die zu den wertvollsten Bestandteilen der Sicherheits- und Militärmaschinerie eines Landes gehören, sind den Budgetstreichungen als Erstes zum Opfer gefallen, stammen noch aus dem Zweiten Weltkrieg und sind vollkommen unzureichend.

Man ist mit den veränderten Herausforderungen unserer Zeit völlig überfordert. Und das Allerwertvollste – die besten Männer – verschleißt man in kürzester Zeit. Darum sind Sie hier. Die Besten der Besten aus den Reihen von Elitetruppen rund um den Globus, um eine dringend notwendige Generalüberholung der ausgebluteten nationalen Verbände möglich zu machen. Denn ohne Unterstützung von

außerhalb ist das heute nicht mehr realisierbar. Erst *wir* machen eine Transformation hin zur Wiedererlangung hundertprozentiger operativer Bereitschaft möglich. «Wir», das haben Sie vielleicht bereits festgestellt, sind ein Netzwerk von Kommandotruppen und Sondereinheiten. Auf dieser Anlage befinden sich nebst dem Personal rund 14.400 Mann. Insgesamt gibt es ein Dutzend solcher Einrichtungen im europäischen Raum. Unter anderem in Polen, Tschechien, Deutschland, Spanien, Schweden und Frankreich. Oder anders gesagt: Wir sind im Extremfall in der Lage, schneller und kostengünstiger als jede Armee – von der NATO ganz zu schweigen – eine Streitmacht von einer oder mehreren Divisionen an jeden beliebigen Ort zu entsenden. Und natürlich fragen Sie sich jetzt, was zur Hölle das mit Objekt- und Personenschutz zu tun hat. Die Antwort ist einfach: Alles. Klassischen Objekt- und Personenschutz, wie man ihn über Jahrzehnte hinweg verstand, gibt es außer im Showbusiness nicht mehr. Das wissen Sie ebenso gut wie ich. Personen- und Objektschutz Einsätze sind heute Kommando-Unternehmen. Entsprechend sind die Anforderungen an die Ausbildung der Leute, die ihn gewährleisten sollen: Aufstandsbekämpfung, Scharfschützentraining, psychologische Kriegsführung und militärischer Nachrichtendienst gehören ebenso dazu wie Verhörmethodik. Damit dies möglich ist, muss a) maximale operative Flexibilität und b) Geheimhaltung gewährleistet sein. Die Tatsache, dass Sie nie erfahren werden, ob wir einen Namen haben und wenn ja, welchen, und wem wir unterstellt sind, spricht für sich. Denn: Uns gibt es im Grunde gar nicht. Wir hinterlassen keine Fußabdrücke. Nie. Nirgends. Und nur ein sehr kleiner Kreis von Personen weiß, dass wir, einmal vor Ort, nicht zu den regulären Sicherheitskräften des jeweiligen Landes gehören.

Im Umkehrschluss bedeutet das auch, dass wir in rechtlichem Niemandsland operieren. Was auch immer geschieht, was auch immer die Situation von Ihnen erfordert: Sie können rechtlich nicht belangt werden. Weder von Privatpersonen noch von nationalen Behörden. Offiziell einem Koordinator für Terrorismusbekämpfung im Rang eines Sonderbotschafters des Europäischen Auswärtigen Dienstes unterstellt, unterliegen unsere Einsätze keiner verfas-

sungsmäßigen Einschränkung und keiner Militärgerichtsbarkeit. Und es steht weder einem Politiker noch einem Gericht zu, darüber zu urteilen, wie unsere Arbeit und unsere Operationen beaufsichtigt, befehligt und ausgeführt werden, und wie über Ausbildung, Stationierung, Bewaffnung, Einsätze, Entsendung, Zusammensetzung, Planung, Analyse, Leitung und Überwachung entschieden wird. Falls aber doch einmal etwas passieren sollte, was in juristischer Hinsicht kritisch werden könnte, dann werden wir Sie notfalls mitten in der Nacht in ein Auto packen und außer Reichweite bringen. Oder anders gesagt: Sie haben nichts zu befürchten. Auch dann nicht, wenn ein Einsatz von Ihnen das Äußerste erfordern sollte. Und das wird es.»

Der Mann hatte innegehalten und den Blick über die Männer schweifen lassen, als wolle er ihnen Zeit geben, Fragen zu stellen. Der Raum, der anfänglich von einer morgendlichen Geruchsmixtur aus Zahnpaste, Aftershave und Duschgel erfüllt gewesen war, hatte jetzt wie eine Mannschaftskabine in der Halbzeit gerochen. Keiner von ihnen hatte nachgehakt. Die Fragen nach der Vereinbarkeit einer solchen Organisation mit den Prinzipien der Souveränität und der Selbstbestimmung von Nationalstaaten, mit dem in Demokratien oft nur durch langwierige und lästige Debatten zu erringenden Rückhalt der Bevölkerung für Einsätze jeder Art, waren nicht gestellt worden. Kramer konnte nur für sich beantworten, warum er geschwiegen hatte: Der Abgleich seiner persönlichen Erfahrungen mit dem, was der Mann sagte, hatte Übereinstimmung ergeben. Der Lösungsansatz erschien drastisch, aber notwendig. Er hatte keine andere Möglichkeit gesehen. Wenn die nationalen Streitkräfte wieder fit werden wollten, mussten sie sich für eine bestimmte Zeit auf das Kerngeschäft der Ausbildung zur Kampfhandlung konzentrieren und Zusatzaufgaben wie Logistik, Personen- und Objektschutz auslagern können.

Auch in dem Punkt, dass diese Aufgaben heute viel weitreichender waren als noch vor 20 Jahren, hatte er ihm recht gegeben. Und nicht zuletzt war er einfach nur froh gewesen, wieder dabei zu sein. Bei der Truppe – auch wenn bereits zu diesem Zeitpunkt klar gewesen war, dass sie genau das *nicht* waren: eine Truppe. Sie waren ein loser Haufen zum Töten ausgebildeter Desperados, eine hoch-

bezahlte Prätorianergarde, eine im Gegensatz zu den regulären Militärverbänden radikal verkleinerte, ausschließlich einsatzorientierte Profiarmee. Ein Söldnerheer.

Die größte Lüge war indes eine andere: jene nämlich, die da sagte, sie wären ein vorübergehendes Phänomen, eine zeitlich befristete Lösung zur Entlastung.

«Jeder von Ihnen hat einen Siebenjahresvertrag unterzeichnet», hatte Florian gesagt. «Das ist die Dauer, von der wir denken, dass sie ab jetzt noch nötig sein wird, um die eben skizzierten Ziele zu erreichen. Wenn während dieser Zeit kein verheerendes Ereignis stattfindet, ist danach Schluss. Sämtliche Ausbildungs- und Trainingslager wie diese hier werden den nationalen Streitkräften übergeben, und Sie, meine Herren, werden in Rente gehen, eine Strandbar eröffnen oder im Keller Ihres Hauses einen illegalen Schießstand betreiben können.»

Die Wahrheit sah anders aus: Sie waren nichts Temporäres, sauber Definiertes oder einfach Entlastendes. Sie waren ein Krebs der aggressiven Sorte, den man gezielt in den Kreislauf der europäischen Sicherheitsmaschinerie hatte einsickern und sich im ganzen Körper verteilen und festsetzen lassen. Sie waren hier, um zu bleiben. Sie würden den Wirt nicht töten, aber sie würden ihn kontrollieren.

Ohne dass irgendwer jemals davon erfuhr, waren sie maßgebender Teil des Geschehens, das 2013 in der Ukraine seinen Anfang genommen hatte und das trotz konzentrierten medialen Wegsehens nach wie vor aktuell war. Kramer war in Spanien anlässlich des Unabhängigkeits-Referendums als Teil der spanischen Streitkräfte in Katalonien im Einsatz gewesen, während ein anderer Teil ihrer Leute auf der Gegenseite für Unruhe bis hin zu Gewalt gesorgt hatte. In Frankreich als Teil der Gendarmerie-Truppen zur Zeit der Gelbwesten-Proteste und als Agents Provocateurs auf Seite der Protestierenden. In Italien bei den Aufmärschen für oder gegen mehr Migration. Dasselbe in Deutschland als Teil der Polizeikräfte bei Kundgebungen der Opposition und bei Anti-Rassismus-Demonstrationen und den Aufmärschen der Heil-Klima-Brigaden. Sie waren überall. Politische Gipfel, Großveranstaltungen, Demonstrationen, Kathedralenbrände,

Anschläge. Unerkannt, nie Spuren hinterlassend und nie gutartig. Das Ziel war nie Sicherheit, sondern ihre Verhinderung. Nie die Eingrenzung von Gewalt, sondern Eskalation.

Jeder von ihnen war in den ersten Tagen diversen psychologischen Tests unterzogen worden. Auch das eine Lüge. Mehr noch: ein Witz. Das Evaluationsgespräch am Ende und nach rund 120 Stunden ohne Schlaf ein grotesker Slapstick. Mitwirkende: Kramer, ausgelaugt bis zur Teilnahmslosigkeit, eine dicke Frau in einem khakifarbenen Hosenanzug und ein kleiner, ausgemergelter Mann, der ab und zu in einem Dossier blätterte, dessen Seiten, soweit Kramer es sehen konnte, leer waren. Auf Vorstellung und Einleitung hatte man verzichtet.

«Wie fühlen Sie sich?», hatte der Kleine gefragt, sich, die Arme auf den übereinandergeschlagenen Oberschenkeln verschränkend, nach vorne gelehnt und ihn durch die Strähnen seines graubraun gewellten Haares und die runden Brillengläser angestarrt, während seine mageren Finger an losen Fäden des gemusterten Strickpullovers herumgespielt hatten.

«Sie sind müde», hatte die Dicke an seiner Stelle hervorgestoßen. Sie schien in der Umklammerung des robusten Stoffs ihres Anzugs an Atemnot zu leiden. Trotzdem hatte sie triumphierend geklungen.

Kramer hatte auf eine Bestätigung durch Gesten oder Worte verzichtet. Auch im weiteren Verlauf des Gesprächs war sein Mitwirken nicht erforderlich gewesen. Die beiden hatten ihre Nummer abgezogen und am Ende festgestellt, dass sämtliche Tests in seinem Fall darauf hinausliefen, dass er in der Lage sei, mitzumachen. «Es geht nicht darum, festzustellen, ob Ihre bisherigen Einsatz-Erfahrungen negative Spuren hinterlassen haben», hatte der Kleine gesagt.

«Posttraumatische Belastungsstörung, PTBS», war vom hinteren, im Dunkeln liegenden Teil des Raums, wohin sich die Frau zurückgezogen hatte, ergänzt worden. Sie hatte an einem großen Holztisch gesessen, wo sie etwas zu essen schien. Vielleicht hatte sie auch eine Waffe gereinigt. Kramers dumpfer Blick hatte ihm keine eindeutigen Signale geliefert. Was sie von da an beigetragen hatte, war für ihn nur noch bedingt verständlich gewesen. Ihr dürrer Zwilling schien damit jedoch keine Probleme gehabt zu haben.

«Genau», hatte er bestätigt, ohne seine eidechsenhaft starrende Haltung aufzugeben. «Jeder, der im Einsatz war, hat PTBS in mehr oder weniger starker Ausprägung. Die meisten nicht von dem, was sie gesehen, sondern von dem, was sie getan haben. Unsere Aufgabe hier ist nicht, festzustellen, ob Sie eine solche Hölle mit sich herumtragen, sondern einzuschätzen, ob Sie es können.»

Ende der Evaluation. Was sie bedeutete, war Kramer eindrucklich demonstriert worden, als er Lone, den Amerikaner, kennengelernt hatte. Der zweite Scharfschütze seines Zugs. Sein Partner. Eine schwere Persönlichkeitsstörung auf zwei Beinen. Ein vollkommen empathiefreier Blender und zwanghaft sorgloser Lügner. Ein größenwahnsinniger Irrer, in dessen Koordinatensystem es nur die Punkte «Ich», «Jetzt» und «Feind» gab. Und Lone war nicht der Einzige hier, der so tickte.

Kramer schreckte auf, als der Alarm kam. Kaum hatte er sich auf die Pritsche gelegt, war er eingeschlafen. Draußen war es jetzt dunkel, und für Sekunden oder Minuten, das konnte er nicht genau sagen, war nichts anderes zu hören als die Geräusche Dutzender Männer, die sich aus Schlafsäcken wanden und aus dicht an dicht stehenden Feldbetten erhoben, Material zusammensuchten, schuss-sichere Westen anzogen, Helme aufsetzten, Rucksäcke auf den Rücken wuchteten und ein letztes Mal Gewehre und Munition kontrollierten. Einrastende Verschlüsse, das Schaben von Stoff auf Stoff, sich dehnende Bettfedern, gepresster Atem, gedämpfte Rufe von draußen, Laufschriffe.

Giftgrün leuchteten die Wolken durch das tragbare Nachtsichtgerät im Licht des Vollmonds, als Kramer nach draußen kam. Die geschäftige Stille wurde durchbrochen vom sich nähernden Knattern von Hubschrauberrotoren. Kramer schätzte, dass es vier waren. Dann kamen auch schon die Flutlichter, die das Gelände vor der Baracke in harte Helligkeit tauchten. Er steckte das Gerät ein. Die Scheinwerfer von zehn Humvees, wie die spanische Armee sie einsetzte, schnitten eine blendend scharfe Schneise durch die Szenerie. Dann wurden sie ausgeschaltet.

Es folgte das Briefing. Es war kurz. Ausgangslage: In einer weit-

läufigen Parkanlage, die am Rand der Stadt lag und in der ein Großevent mit rund 60.000 Besuchern stattgefunden hatte, war ein Bombenanschlag verübt worden. Täter und Opferzahlen noch unbekannt. Es wurde weiterhin geschossen. Höchste Terrorwarnstufe. Ihre Aufgabe: Sicherung und Unterstützung der Bergungs-, Räumungs- und Versorgungsteams vor Ort. Es folgte die Einsatzplanung der Gruppen anhand von detaillierten Karten. Keine 15 Minuten später saß Kramer zusammengepfertcht mit den elf Männern seines Zugs in einem der geländegängigen Fahrzeuge in Richtung des Anschlagorts.

Dort angekommen, brach via VR-Brille die virtuelle, aber täuschend echte Version der Hölle über sie herein. Es war das blanke Chaos. Durcheinander, unübersichtlich, kaum Sicht durch Staub und Rauch. Panische Schreie von Menschen waren zu hören, Schusswaffenlärm, das Stöhnen von Verwundeten, die von Zivilpersonen und Rettungskräften aus dem Radius des Geschehens geschleift und getragen wurden oder sich noch selbst in Sicherheit hatten bringen können. Es war überhaupt nicht klar, wer schoss und was im dunstigen, von Scheinwerfern beleuchteten Dickicht dieses Horrors geschah. An der nordwestlichen Ecke des Parks sprangen Kramer und die Männer seines Zugs vom Humvee und brachten sich im Laufschritt hinter einer Baumgruppe in Deckung. Auch hier wurde unablässig gefeuert. Kramer sah Frauen und Kinder aus ihren Autos springen und an der Straße entlangkriechen, um nicht erschossen zu werden.

Lone deutete auf das Dach des Appartementgebäudes auf der gegenüberliegenden Seite der Straße. Nur vier Stockwerke. Flachdach. Optimale Sicht auf das Gelände des Parks, um die Kameraden zu decken, die sich am Boden in das Zentrum des blutigen Gewühls vorarbeiten würden. Kramer und die anderen verstanden. Geduckt verließen die beiden Scharfschützen zusammen mit vier anderen die Deckung. Kurz darauf war eine Explosion zu hören: Sie hatten die Eingangstür des Hauses gesprengt.

Während die Kameraden eine Wohnung nach der anderen klärten, die Bewohner so gut es ging beschwichtigten und sie anwiesen, sich am Boden sitzend ruhig zu verhalten und das Gebäude nicht zu ver-

lassen, rannten Kramer und Lone die Treppen hoch und gelangten auf das Dach. An der gemauerten Dachumrandung, die ihnen einen gewissen Schutz bieten würde, richteten sie ihren Posten ein. Kurz darauf wurde die Tür zum Dach von einem Kameraden geöffnet. Kramer nickte in seine Richtung, und der Mann verschwand. Sie waren bereit.

Bevor Kramer sich mit seinem Gewehr auf die Unterlage legte, die sie sich aus zwei Europaletten und einem kaputten Liegestuhl eingerichtet hatten, riss er den Helm vom Kopf. Er hasste das Ding. Und seit er vor Jahren bereits mitbekommen hatte, dass selbst Pistolenpatronen leicht eindringen, sah er nicht ein, warum er sich dessen Tragen antun sollte. Im Rahmen eines realen Geschehens würde er ihn nur aufbewahren, um sich des Nachtsichtgeräts zu bedienen, was hier aber aufgrund der VR-Brille, die alles perfekt simulierte, nicht notwendig war.

Jetzt sah er die vier Männer, die das Gebäude geklärt hatten, erneut die Straße überqueren und im Schattenwurf der Baumgruppe verschwinden. Gleich darauf begann der Zug vorzurücken. Langsam lichtete sich auch der Rauch im Park, und nach und nach wurde das Ausmaß dessen, was dort geschehen war und noch geschah, sichtbar.

Er schob die VR-Brille nach oben und ersetzte sie durch die Version des Zielfernrohrs seines MK 11, eines leichten Scharfschützengewehrs, das normalerweise nur in den USA, in Israel und in Australien zum Einsatz kam. Für Einsätze wie diesen hier, wo von Anfang an klar war, dass er, wenn überhaupt, seine Schüsse aus kurzer Distanz abgeben würde, zog er diese vielseitige Waffe einer .300er vor. Sie war weit praktischer und aus dieser Entfernung nicht minder tödlich. Das Problem mit dem Zielfernrohr in einer virtuellen Realität: Das Bild, das man sah, wurde zweidimensional, und für einen Scharfschützen, der wie Kramer auch beim Zielen immer beide Augen offen hielt, war das, als beraube man ihn eines Sinnes. Der Szenerie vor ihm nahm das aber nicht das Grauen.

Überall waren Menschen. Hunderte, Tausende. Laufend, liegend, kriechend. Trümmer. Schutt. Verbogenes Metall. Holzbretter. Geröll. Splitter. Und Staub. Überall Staub. Ein Teppich aus Ästen und Blät-

tern beschädigter Bäume und Sträucher, der, je mehr der Blick sich dem Zentrum näherte, zu einer geschlossenen Decke aus organischem Material wurde. Als wäre alles geschreddert worden.

Ihr Zug rückte unten langsam vor und mit ihm und in seinem Schutz – so wie es aussah – mehrere Sanitätsteams. Inmitten der Menschenmasse waren sie nur schwer auszumachen. Außerdem kamen sie nur sehr langsam voran, da sie nicht nur jede mögliche Ecke dieser Seite des Parks sicherten, sondern auch immer wieder Verletzte zu bergen halfen, panische und orientierungslose Menschen beruhigten und sie anwiesen, den Park zu verlassen und den Weg für die Ambulanzen, die nach und nach eintrafen, freizuräumen. Es konnte Stunden dauern, bis sie die sechshundert Meter Distanz dorthin gemeistert hätten, wo Menschen und Trümmer in grauenhafter Schwärze nicht mehr zu unterscheiden waren.

In diesem Augenblick sah Kramer, wie sich in unmittelbarer Nähe der Männer seines Zugs eine Frau zügig, viel zu zügig, am Rand des Geschehens vorwärtsbewegte. Dann schwenkte sie nach rechts, trat aus dem Schatten der verbleibenden Bäume hervor und ging direkt auf die Männer zu, während sie etwas aus ihren Kleidern hervorzog und ruckartig daran zerrte. Erst nach Sekunden akzeptierte Kramers Gehirn, was geschah: Die Frau hatte eine Handgranate gezündet.

«Sie hat eine Handgranate», gab er die Info mit einer Stimme, die nicht ihm zu gehören schien, an Lone weiter.

«Sie hat eine Handgranate!», rief Lone im selben Moment dieselben Worte in seine Richtung. Lauter, bebend fast, als wolle er seinem Partner jedes Nicht-glauben-Wollen austreiben. «Du musst schießen!»

«Aber ...» *Es ist eine Frau!* Kramer glaubte das, was er mehr dachte als fühlte, regelrecht vor sich leuchten zu sehen.

«Verdammt! Schieß endlich!», schrie Lone. «Die Granate darf keinen Schaden anrichten. Unsere Männer ...»

Unten bewegte sich der Zug geradewegs auf die Frau zu.

«Schieß!»

Kramers Zeigefinger umschloss den Abzug. Die Patrone verließ den Lauf. Er feuerte. Die Granate fiel zu Boden. Er schoss erneut,

und die Granate ging hoch. Es war das erste Mal, dass er virtuell oder in echt auf einen nicht-männlichen Kämpfer geschossen hatte.

Als der Rauch der Detonation sich legte, stellte er fest, dass keiner seiner Kameraden im Vernichtungsradius gewesen war. Andere Menschen schon. Kramer schätzte die Zahl der Toten und Verletzten auf 40 Personen.

Lone kommentierte das eben Geschehene nicht. Trotzdem hatte sich die der totalen Übermüdung geschuldete anfängliche Gereiztheit noch weiter gesteigert, so dass sie Kramer jetzt fast greifbar erschien. Er schob sie beiseite und tat, was jeder Scharfschütze während des größten Teils seiner Arbeit tat: Er beobachtete, versuchte, alles im Blick zu behalten, und ließ keine Sekunde nach. Erneut entglitt ihm die Zeit, und er hätte nicht zu sagen vermocht, ob Stunden oder bloß Minuten vergingen.

Plötzlich war der unverwechselbare Klang einer Kalaschnikow zu hören, die ein paar Mal abgefeuert wurde. Es ging wie ein Stromstoß durch seinen gesamten Organismus. Jede Hektik unterdrückend, suchte er durch das Zielfernrohr die Menge unten ab, um den Schützen ausfindig zu machen. Lone war schneller:

«Ich hab den Scheißkerl!», sagte er. «Beim Brunnen. Auf drei Uhr.»

Kramer sah den Mann. Er trug Alltagskleider und hielt eine AK-47. Als fühlte er, dass er entdeckt worden war, fing er an, wie vom Teufel gehetzt zu laufen. Lone schoss. Kramer sah den Mann zu Boden stürzen und reglos liegen bleiben. Rundherum schrien Menschen und liefen panisch in jede Richtung davon. Lones Schuss war der reine Wahnsinn: ebenso gut hätte er jemand anderen treffen können. Aber Kramer hatte weder die Zeit, etwas zu sagen, noch weiter darüber nachzudenken – schon wurden sie erneut beschossen. Und da drehte Lone durch, wurde wahnsinnig, schnappte über.

Er merkte es nicht sofort. Zu sehr konzentrierte er sich auf das, was unten am Boden geschah. Seine Augen bewegten sich ohne Unterlass und suchten unaufhörlich den ganzen Bereich ab, um irgendeine Art Überblick zu gewinnen. Aber es war unmöglich. Wo vorhin noch auszumachen gewesen war, was Soldaten und was Zivilisten waren, verwandelte sich jetzt alles in eine schiebende, schreiende,

zerrende Masse. Wer oder was nicht standhielt, wurde mitgerissen oder schlicht niedergewalzt. Und mittendrin, kaum sichtbar und daher umso gefährlicher, unzählige Feinde.

Plötzlich brettete ein LKW mitten in die Menge. Leute sprangen heraus und fingen, während sie die Menschen als Schutzschilder benutzten, sofort an zu schießen. Kalaschnikows waren ebenso zu hören wie der laute Widerhall einer Schrotflinte.

Während Kramer durch das Zielfernrohr hektisch die Lage sondierte, einen Terroristen ins Visier nahm, zielte, schoss, erneut sondierte, geriet die Lage völlig außer Kontrolle; sein Feuer wurde zusätzlich mit Panzerfäusten, Handgranaten und Pistolen erwidert. Da legte Lone sein Scharfschützengewehr neben sich auf den Boden, nahm sein M-249 SAW, ein leichtes Maschinengewehr, zur Hand, entscherte und feuerte eine Salve von 5,56-mm-Geschossen ab. Nicht auf jemanden Bestimmten, nicht länger zielend, sondern mähend. 30 Patronen. Ein Magazin. Dann das nächste. Und wieder das nächste. Magazin um Magazin. Schreiend, brüllend. Und unten auf der Straße unzählige Tote.

Kramer war wie gelähmt; und erst als Lone pausierte, damit der Lauf seiner Waffe abkühlen konnte, wurde ihm klar, was hier gerade passiert war. Der Kerl, der sich sein Partner nannte, war ein verdammter Irrer. Das hier war eine Übung, nichts davon war echt. Aber irgendwann würden sie in genau so eine Lage geraten, und dann Gnade ihnen Gott.

«Sieh dir die Wilden an», rief Lone. «Die sind wie wir: Du knüppelst sie nieder, und sie verlangen nach mehr.» Und einen Blick auf Kramer werfend: «Was ist los, Mann? Schieß, verdammt noch mal. Oder willst du riskieren, dass das hier zu einer Belagerung wird?» Noch während er es sagte, legte er ein neues Magazin ein und ging in Schussposition.

Von da an liefen Kramers Bewegungen wie ferngesteuert ab. Noch bevor Lone eine Salve abfeuern konnte, zog er seine Pistole, eine Springfield TRP Operator mit Kaliber .45, und jagte ihm eine Kugel in den Kopf.

Ruhig stand er auf und riss in der Bewegung die VR-Brille vom

Gesicht. Schlagartig veränderte sich alles. Er sah nur noch die Leute seines Zugs, sah Scharfschützen auf weiter entfernten Dächern liegen. Ansonsten Leere, von der er wusste, dass andere sie auf Dutzenden von Bildschirmen im selben Moment genauso betrachteten wie er selber. Und dass auch er und das, was er eben getan hatte, gesehen und aufgezeichnet worden war.

Geduckt lief er zu der Tür, die ins Treppenhaus führte, rannte ohne ein Geräusch die Treppe hinunter und vergegenwärtigte sich im Rennen die Situation. Er wusste, auf welcher Seite des Gebäudes er raus wollte: hinten. Dann durch den Hof. Auf die Gasse hinter dem Park. Sein Tempo war schnell, die Bewegungen automatisch. Wie man ein Gewehr hält, damit niemand es einem entreißen konnte; wohin man sich bewegt, sobald man einen neuen Raum oder Platz betritt; wie man sich am besten vor Angriffen aus jeder möglichen Richtung schützt – das alles hatten sie beim KSK so lange geübt, bis jeder es im Schlaf beherrschte, und jetzt konnte er sich ganz auf das konzentrieren, was nebst dem eigenen Überleben das Ziel war: Flucht.

Doch dazu kam es nicht mehr.

Als er über die drei Stufen des Hinterausgangs in den Hof kam, trat ein Mann in schwarzem Overall von links hinter einem zerfetzten Sonnenschirm hervor und auf ihn zu. Normalerweise hätte Kramer sofort geschossen. Die Tatsache, dass er es nicht tat, war einzig dem Umstand geschuldet, dass der Kerl lachte. Ein kumpelhaftes, echtes Lachen, mit dem man Kameraden in Empfang nimmt, die – halb Show, halb Streich, halb bitterer Ernst – gerade in wagemutigem Alleingang das Schicksal bezwungen haben. Der Mann hob einen Arm, als wolle er abklatschen oder sich den anderen auf Männerart an die Brust drücken. Kramers Zögern, Entspannen, Ahnen, erneutes Anspannen dauerte nur den Buchteil von Sekunden.

Trotzdem war es zu spät. Der Mann war mit zwei Schritten bei ihm. Kurz sah es so aus und fühlte sich an, als nähme er ihn in die Arme. Klaps auf Taillenhöhe, Klaps zwischen die Schulterblätter. Dann waren die Hände plötzlich an Hinterkopf und Kinn. Der Ruck, mit dem Kramers Genick brach, hatte etwas Behutsames, beinahe Zärtliches an sich.

Miami, Ultra Music Festival

Diesmal brauchte sie nicht wie sonst im Schatten des DJ-Pults kauern zu warten, während die Lichtshow zusammen mit der Stimme des Speakers über sie hinweg raste. Die Lichter blieben vorne am Rand der Bühne, die Scheinwerferstrahlen zogen eine Art dunkle Wand zwischen ihr und der Menge hoch. Dahinter, dort, wo sie stand, die Illusion einer Stille, die nur sie allein sehen konnte. Die stolze Ruhe der Wüste, die sie nicht kannte, obwohl dort ihr Urgrund lag und obwohl sie sich nach ihr sehnte, seit sie denken konnte.

Wie von fern hörte sie das Peitschen der Anmoderation und den Jubel von 40.000 Menschen. Sie brauchte nur auf das Wort zu warten. Der Name, unter dem die Welt sie kannte. DJ Azeera. Er würde durch alles hindurch zu ihr vordringen. Durch den Alkohol ebenso wie durch die Bilder in ihr.

Es war der 86. Gig in diesem Jahr. Als Nächstes standen Las Vegas, Bahrain, Dubai, Ibiza und erneut Las Vegas auf dem Tournee-Plan. Offiziell noch über 178 Auftritte bis Dezember. Sie wusste es besser. Dieser hier war der erste der 48 letzten. Danach käme nichts mehr. Wüste. Stille.

Sie griff nach dem Glas zu ihrer Linken. Ein Gemisch aus Wodka, Jägermeister und Mineralwasser.

«Du musst aufhören mit dem Zeug», sagte Marouan manchmal. «Allah la yuhibu dhlk.» – «Gott mag das nicht.»

«Allah mag auch meine Musik nicht», sagte sie dann. «Außerdem schaffe ich es nicht ohne. Allah weiß das. Und du auch.»

«In Basel wird das nicht mehr reichen», hatte er vor ein paar Wochen insistiert.

«Da wird es auch nicht mehr nötig sein.»

Seither schwieg er und beschränkte sich darauf, weiterhin sicherzustellen, dass das Zeug überall bereitstand. Bühnen, Backstage-Bereiche, Hotelzimmer, Studios. Ihre Koordinaten, ihr Gift.

Plötzlich und wie aus dem Nichts war er da; in ihrem Kopf, ihren

Ohren – der Übergang zum Uplift des Tracks, den sie morgen im Studio mit dem Haitianer aufnehmen würde. Sie stellte das Glas ab und griff nach Papier und Stift, die immer in Reichweite lagen. Hektisch kritzelte sie das Thema des Songs hin, dann die «Bridge», den Übergang, der zum Hauptteil führte.

Ihr Herz raste. Es war, als würde sie nach Tagen endlich zum Licht durchbrechen. So war es immer. Es baute sich auf im Innern, bis der Druck kaum mehr auszuhalten war. Manchmal half es, wenn sie sich hinsetzte und ziellos am Laptop herumspielte. Meistens jedoch nicht. Meistens kam der «Dreh» plötzlich, wie jetzt, in einem Moment, in dem sie am wenigsten damit rechnete. Sie betrachtete die Noten. Es war perfekt. Sie blickte über die Schulter, als suchte sie etwas oder jemanden im Dunkel hinter sich. Sie lachte.

Wie von weit her brandete jetzt eine Welle voller Jubel an ihr Ohr. Sanft, als striche sie über Dünen aus Sand. Unwirklich noch und ohne die Fracht einer Wirklichkeit, die sie ohne die Ordnung ihrer Beats nicht überleben würde. Dann kam das Wort, und mit ihm das Licht «A-Z-E-E-R-A!»

Die Wand wurde durchbrochen. Die Woge der Stimmen aus Zehntausenden von Kehlen hob sie hoch. Ihr Lachen war echt, als sie die Kopfhörer herunterstreifte und blind ins unsichtbare Publikum blickte. Sie wurde der Rhythmus, das Licht, die Klänge. Der Wind, der Sand, die Sterne.

Von all dem wusste außer Marouan keiner. Für die Welt war sie *Azeera*. Der bestbezahlte Electronic-Dance-Music-Act der Gegenwart. Der teuerste DJ der Welt. 26 Jahre alt. Aktuell 56 Millionen Dollar Jahreseinkommen.

Der Mann, den sie als Marouan Ghouar kannte, ihr Tourmanager, stand auf der hölzernen Gerüstplattform im Gestänge der Bühnenkonstruktion. Er sah, wie sie zu Stift und Papier griff. Das war neu. Die Saiten lockerten sich. Als er sie vor zwei Jahren getroffen hatte, war solches noch nicht notwendig gewesen. Sie hatte alles im Kopf gehabt. Tausende Melodien, Fragmente, Übergänge, Beats. Jetzt sah sie über die Schulter in seine Richtung. Sie strahlte.

Essia Kebdani, alias DJ Azeera. Noch vier Jahre weiter wie bisher, dann wäre sie ein Wrack. Die Kadenz war zu hoch und keiner da, der sie bremste. Der ihr sagte, sie müsse schlafen. Sie jagte ihrer eigenen Rechtfertigung nach. Dem Erfolg traute sie nicht.

«Die pushen nicht mich, Marouan», hatte sie einmal gesagt. «Ich stehe da oben, weil man mir den Tripple-Bonus gewährt. Weiblich, Migrationshintergrund, Muslimin. Wenn du, ausgestattet mit diesen Sakramenten, dich einigermaßen in den Altardienst der diktierten Utopie der Gegenwart einpasst, dann bist du quasi heiliggesprochen. Leistung ist bloß ein Nice-to-have.»

Er sagte ihr Tausende Male, das stimme nicht. Ihr Produkt sei gut, ihre Musik großartig. «Hör dir doch die Leute an. Glaubst du im Ernst, die würden dich im Radio rauf und runter spielen, die würden da unten stehen und dich bejubeln und eine Menge Geld dafür bezahlen, wenn du Scheiße produzieren würdest?»

Sie hörte auf ihn. Manchmal schien es, als schaffe sie es, ihm zu glauben. Aber am Ende verlor er immer. Wie sollte es auch anders sein, wenn man gegen einen Toten ankämpfte?

Sie wollte den Segen von einem, der nicht mehr lebte. Ihrem Vater. Er war gestorben, als sie 18 gewesen war. Mit ihm war der Boden, auf dem sie stand, zu Sand geworden. Seither suchte sie anderen Grund und nahm alles, was ihr für Minuten oder Tage Halt bot.

Dieser Umstand wurde vom Management, vom Tour-Promoter, von den Veranstaltern und ihrer gesamten Entourage weidlich ausgenutzt. Das Tempo, mit dem man sie von Termin zu Termin jagte, war mörderisch. Er hatte schon erlebt, dass sie vor Erschöpfung buchstäblich auf die Bühne gekrochen war. Auch jetzt lief sie wieder an der Grenze. Gestern Morgen waren sie von Schweden hierher geflogen. Um 15 Uhr hatte sie ihr erstes Set gespielt. Gleich danach ein Interview mit einem Fernsehsender. Jetzt der Gig hier, der voraussichtlich bis vier, halb fünf dauern würde. Um sechs Uhr dann der Weckruf von der Lobby. Flug nach Vegas. Ab halb zwölf ein zehnstündiger Video-Dreh. Danach ein weiterer Gig. Am nächsten Morgen um acht der erste Interview-Termin, dem über den Tag 13 weitere folgen

würden. Und schließlich um 18 Uhr der Flug nach Ibiza für den nächsten Gig.

Ihren ersten großen Streit hatten sie gehabt, als er über die Köpfe des Managements hinweg und hinter dem Rücken ihres Trosses von «Freunden», Masseuren, Friseuren, Köchen, Make-Up-Artisten und Händchenhaltern zwei Sets abgesagt und sie in ihrem Hotelzimmer eingeschlossen hatte.

«Kapiertst du nicht, was da abgeht?», hatte er sie angeschrien. «Glaubst du im Ernst, einem deiner Agenten, Veranstalter oder Freunde ginge es um dich? Um Essia? Siehst du nicht, dass du für die bloß ein Synonym für Kohle bist? Haufenweise Kohle und good times, die es abzuschöpfen gilt, bevor du im Produkt-Lebenszyklus die Schwelle zur Rentabilität wieder unterschreitest, ersetzt werden musst und alle weiterziehen?»

«Na und?», hatte sie zurückgeschrien. «Es macht mich glücklich. Und es geht dich einen Scheißdreck an, was ich mit meinem Leben tue.»

«Glücklich? Ausgebrannt und abhängig ist also deine Definition von Glück? Erzähl das einem anderen, Essia, aber nicht mir.»

Sie war still geworden, hatte sich im Bett zusammengerollt wie ein junger Hund, hatte etwas geflüstert. Er hatte sich zu ihr gesetzt, seine Hand auf ihren Kopf gelegt: «Was sagst du?»

«Ich kann nicht anders.»

«Ich weiß.»

Lange war es still geblieben, und er hatte schon gedacht, sie sei eingeschlafen. Endlich eingeschlafen. Er hatte ihren dunklen Lockenkopf betrachtet, die Wangen, die stets rund und kindlich blieben, auch wenn der Körper ausgemergelt war. Er hatte noch nie jemanden kennengelernt mit solch einem Talent. Und noch nie jemanden, der solches Talent mit derartiger Disziplin verband. Sie arbeitete härter als jeder, den er jemals getroffen hatte. Keiner hatte den Erfolg mehr verdient als sie. Und sie würde das nie glauben.

«Ich wünschte, es würde so bleiben», hatte sie in die Stille hinein gesagt.

«Wie?»

«So wie es jetzt ist. Genau jetzt.»

«Dann hör auf. Für eine Weile wenigstens.»

«Ich kann nicht.» Das war es. Das war die wahre Sucht hinter dem Alkohol und den Tabletten. All die Worte in den Interviews von wegen «diese spezielle Verbindung mit den Menschen» bei einem Gig. Alles Schwachsinn. Es war der Rausch, die Sucht. Nur das. Liebe, Rechtfertigung, Anerkennung, die nur andere geben und gewähren konnten. Die Währung all jener, die keinen Sinn fanden in sich, die kein Ziel hatten, keine Bestimmung, keinen Grund. Die Währung unserer Zeit, die im Sekundentakt ihren Wert verlor. Es war nie genug. Wenn auf zehntausend Posts von Fans ein einziger Verriss, eine Beleidigung oder auch nur leise Kritik kam, überwog diese alles andere. Dann trank sie. Dann wollte sie aufhören. Schluss machen.

Damals in dem abgeschlossenen Hotelzimmer hatte er den ersten Schritt getan. Der, dessentwegen er hier war. Dort hatte er zum ersten Mal von Allah gesprochen, hatte gebetet. Nicht mehr als ein Murmeln war es gewesen. Sie war eingeschlafen. Alles, was danach gekommen war, ein Kinderspiel. Er hatte ihr gleichsam nebenbei das gegeben, was sie zeit ihres Lebens gesucht hatte.

Der Mann, den Essia unter dem Namen Marouan Ghouar kannte und den sie kurz nach ihrem Kennenlernen und gegen den Willen des Managements als Tourmanager engagiert hatte, sah sie jetzt zwischen den Bühnenelementen von der Musik davongetragen werden. Ein Arm in der Luft, Kopfhörer über einem Ohr, Blick ins Licht. Glück. Sein richtiger Name war Ahmed Merac. Mitarbeiter der Abteilung «East StratCom Task Force». Ein 2015 gegründetes strategisches Kommunikationsteam des Europäischen Auswärtigen Diensts, dessen offizieller Auftrag gemäß Website die «proaktive Kommunikation» war. Die Medien nannten sie schlicht «Fake-News-Jäger». Böse Zungen sprachen von «Gegenpropaganda». Es spielte keine Rolle – denn es war alles Fake. Von den über 1000 Mitarbeitern erschienen nur gerade zwei Dutzend auf der offiziellen Lohnliste, und ihr Job bestand allen anderslautenden blumigen Bekenntnissen zu Demokratie und offener Gesellschaft in erster Linie darin, handliche Feindbilder so zu kultivieren, dass sie jederzeit einsetzbar waren. Das bedeutete,

dass sie nicht nur Fake-News jagten und medial ausschlachteten, sondern sie in einem ersten Schritt auch produzierten. Alle anderen Mitarbeiter, zu denen auch Ahmed alias Marouan gehörte, waren Agenten und Militärs. Das Ganze zum einen eine perfekt getarnte operative Geheimdienst-Truppe, zum anderen die Verwaltungseinheit einer Streitkraft – und ihr Auftrag hatte mit allem Möglichen, bloß nichts mit Kommunikation zu tun. Die Büros der Organisation waren in ganz Europa verteilt und weit weg von der Brüsseler Polit-Zentrale. Der Hauptsitz befand sich seit kurzem in einer ruhigen Wohnstraße im Hansaviertel Berlins. Und Ahmed Merac alias Marouan Ghouar war nicht DJ Azeeras Tourmanager, sondern Essia Kebdanis Führungsoffizier. Bloß, dass sie das nicht wusste. Ebenso wenig, wie sie wusste, dass diesem Gig hier nicht weitere 47, sondern bloß noch vier folgen würden. Fünf, wenn man Basel mit einrechnet.



Berlin, Bundeskanzleramt

Als Eric Hessberg aus dem Bankettsaal, wo die Wahlparty ihren Höhepunkt erreichte, auf die Loggia hinaustrat, atmete er tief ein. Er meinte Tang zu riechen in der frischen Nachtluft. Die Zigarre, an der er drinnen eben noch mit Genießermiene gezogen hatte, landete im Mülleimer neben der Tür. Kurz schien er zu überlegen, ob er ihr den Champagner-Kelch folgen lassen sollte. Er ließ es sein und trat mit dem Glas in der Hand an die Brüstung neben Christian Grabowsky, der eine seiner filterlosen Zigaretten rauchte. Gemeinsam blickten sie schweigend in Richtung Reichstagsgebäude.

«Wie fühlst du dich?», fragte der um ein paar Jahre ältere Grabowsky den frisch gewählten Bundeskanzler schließlich, als er die nur zur Hälfte gerauchte Zigarette zu Boden fallen und liegen ließ, wo er sie kurz ratlos betrachtete.

«Gut», antwortete Hessberg. Und nach einer Pause: «Es ist ja nicht so, als wäre es eine riesige Überraschung.»

«Trotzdem ist es jedes Mal eine große Nummer, wenn es passiert.»

«Wie war das Wahlergebnis?»

«Warum fragst du? Was kümmert es dich?»

«Keine Ahnung. Vielleicht möchte ich einfach den Gleitwinkel zur Wahrheit abschätzen können.»

«Die Wahrheit ist das hier, Eric. Du bist der gewählte Bundeskanzler und die Hoffnung der Deutschen.»

«Und du der Kanzlermacher.»

«Ich sehe mich eher als Steigbügelhalter», widersprach Grabowsky.

Eric Hessberg lachte ein kurzes, hartes Lachen: «Netter Versuch, Christian. Aber den Bescheidenen kannst du dort drinnen geben. Anwesende kennen dich zu gut. Also – was gibt's so Dringendes, das dich veranlasst, mich per SMS – was du eigenen Angaben zufolge nur im Kriegsfall zu tun gewillt bist – hier raus zu beordern? Glückwünsche werden's kaum sein.»

«Ein paar Leute machen sich Sorgen wegen der Sache letztthin.»

«Welche ...?» Weiter kam Hessberg nicht. Der Schlag, der ihn mitten auf die Brust traf, kam aus dem Nichts. Sein Herz schien auszusetzen. Er schnappte nach Luft, verlor das Gleichgewicht und fand sich eine Sekunde später an den Aufschlägen seines Anzugs und an den Pranken Grabowskys hängen.

«Hör mir jetzt gut zu, Eric», sagte dieser so nah an Hessbergs Gesicht, dass er die Wärme seines Atems auf den Wangen spürte. «Wir hatten einen Job zu vergeben. Du wolltest ihn. Jetzt hast du ihn. Dass das so ist, verdankst du unter anderem der Tatsache, dass wir stets diskret hinter dir saubergemacht und deine Scheiße weggeräumt haben.»

Hessberg, der sich so gut das ging gefangen hatte, hielt die Hände als Zeichen seiner Kapitulation neben sich hoch und versuchte sich an einem Lächeln. «Okay, okay, okay.»

Grabowsky ließ ihn los, wandte sich von ihm ab und erneut der Nacht und dem, was Scheinwerfer ihr abtrotzten, zu. Seine linke Hand glitt in die Jacke des Smokings und barg, als sie wieder zum Vorschein kam, eine weitere Kippe und ein Feuerzeug. Man konnte nicht sagen, ob er es überhaupt merkte, als er sie zwischen die Lippen steckte und anzündete. Das Feuerzeug, ein silbernes Ronson, be-

hielt er in der Hand und betrachtete es, als sähe er es zum ersten Mal. Als er sprach, sprach er zu ihm. Er klang wie ein Vater jetzt:

«Versau es nicht, Eric. Du hast einen hervorragenden Job gemacht bis hierher. Du fragtest vorhin nach Wahlresultaten: Von einem Erdbeben für Eric Hessberg zu sprechen, wäre noch untertrieben. Das ist die Wahrheit. Die wollen dich alle. Du bist der Mann der Stunde. Das ist dein Verdienst. Aber ab hier wird es ernst. Die Zeit für Fehler und Ausrutscher ist vorbei. Es ist etwas anderes, hinter einem massiv gepushten und gutaussehenden Messias und Hoffnungsträger diskret aufzuräumen als hinter dem Bundeskanzler der größten Volkswirtschaft Europas. Von heute an wird jeder hinter dir her sein. Dein eigener Nachrichtendienst, der Verfassungsschutz, deine Partei, deine Regierung und Teile deiner Familie mit eingeschlossen.»

«Warum sagst du mir das? Meinst du, ich wüsste das nicht?»

Grabowsky antwortete, ohne Hessberg anzusehen, mit einer Gegenfrage: «Meinst du, ich wüsste nicht, wo du vorletzte Nacht warst?» Und ohne auf einen Einwand oder auch nur einen Ausdruck der Empörung des anderen zu warten:

«Damit muss Schluss sein, Eric.»

«Christian – ich ...»

«Nein – lass. Hör mir einfach nur zu: Bisher waren es nur meine Leute, die dich im Auge behalten und notfalls vor Journalisten abgeschirmt haben. Keiner außer ihnen und mir weiß von deinen gelegentlichen Eskapaden. Aber damit ist es jetzt vorbei. Es gibt zu viele, die dir misstrauen, die deinen kometenhaften Aufstieg, deine Qualifikation für das Amt und deine Motive hinterfragen. Die ahnen, ohne zu wissen, was. Von den ganzen Neidern, die um die eigenen Wänste, Pfründe und Posten fürchten, ganz zu schweigen. Ab heute wirst du einsam sein. Und nüchtern. Tag für Tag. Nacht für Nacht. Und sollte einer meiner Leute auch nur die kleinste Unregelmäßigkeit vermuten, dann lassen wir dich fallen. Du weißt, wie so was läuft. Nur dass du diesmal allein wärst. Glaube nicht, die Tatsache, dass das hier über Jahre vorbereitet worden ist, schütze dich vor irgendwas. Während dieser Zeit wurde auch ein Notfallplan vorbereitet, der jederzeit umgesetzt werden kann.»

«Drohst du mir gerade?», fragte Hessberg.

«Kann man jemandem drohen mit etwas, was er längst weiß? Nein, Eric. Ich erinnere dich bloß daran, was du zu tun hast. Nimm es als den Rat eines Freundes.»

Ein der Nacht zugewandtes Lächeln breitete sich auf Grabowskys jugenhaft hartem Gesicht aus, als er Hessberg neben sich Atem holen hörte. Jetzt käme sie doch noch, die Empörung. Leute wie er brauchten das. Und er ließe es zu. Wer jemanden zusammenfaltete, musste ihm danach auch die Möglichkeit geben, sich wieder aufzurichten, den Dreck abzuklopfen und zu glauben, er stehe aus eigener Kraft auf seinen Beinen. Er habe so was wie die Kontrolle über das Gehege, das er sein Leben nannte.

«Das ist es also jetzt, hm?»

Christian Grabowsky, Ex-Alles-was-einer-sein-konnte – einfacher Soldat, militärischer Strategieberater, Think-Tank-Gründer, Präsidenten-Macher, Geostrategie – traute seinen Ohren nicht: Der Kerl bemitleidete sich. Anstatt aus der Haut zu fahren wie ein Mann, greinte er rum. Er ließ sich seine Überraschung, in die sich Züge von Verachtung mischten, nicht anmerken, als er nachhakte:

«Was meinst du?»

«Für mich, meine ich. Das war's jetzt. Ziel erreicht. Spiel zu Ende.»

«Was redest du da? Hab ich irgendwas verpasst?»

«Ach, komm schon, Christian. Ihr wolltet ins Kanzleramt. Es hat euch nicht mehr genügt, bloß einen Verbündeten dort zu haben. Ihr wolltet selbst ans Ruder. Jetzt seid ihr dort, wo ihr hinwolltet.»

«Wir sind dort, Eric. Das schließt dich mit ein.»

Eine Weile war es still. Dann kam der Knall, und Grabowsky fühlte eine Woge der Erleichterung mitten durch sich hindurch schwappen. Wenn sie etwas nicht brauchen konnten, dann war es ein Bundeskanzler, der sich bemitleidete. Dem auf einmal Zweifel kamen. Der sich einredete, diese dunkle, schlecht belüftete Ecke in seinem Innern sei ein Gewissen. Oder der – noch schlimmer – regieren wollte.

Er hatte den Anfang des Ausbruchs verpasst. « ... Demokratie-Darsteller und Laufbursche!», zischte der andere gerade, als er ihm

seine Aufmerksamkeit wieder zuwandte. «Also komm mir nicht mit ›Wir sind dort‹. *Ihr* seid es, und ich habe zu spüren. Gut – ich werde spüren. Das war der Deal. Ich gehöre nicht zu der Sorte Leute, die ihren Teil nicht erfüllen. Aber glaube nicht, mir drohen zu können. Ein Autounfall? Stolpern beim Bergsteigen? Ist das euer Notfallplan? Dann lass dir gesagt sein, dass ich nicht ganz so bescheuert bin, wie ihr das vielleicht gerne hättet.»

«Was meinst du?», fragte Grabowsky erneut, obwohl er genau wusste, dass Hessberg von dem lächerlichen Schließfach bei der Deutschen Bank, den USB-Sticks mit Fotos und den Dokumenten sprach, von denen er sich einbildete, dass sie eine Art Versicherung seien.

«Nicht so wichtig», sagte Hessberg. «Nur so viel: Wenn mir etwas zustoßen sollte, dann macht ihr am nächsten Tag auf sämtlichen Titeln die Eins. Und zu deiner Information: Ich weiß, dass du und deine Leute über das Schließfach bei der DB auf dem Laufenden seid. Aber es gibt nicht nur dieses. Ich mag ein Laufbursche sein. Aber blöd bin ich nicht.»

Wieder war es eine Weile still. «Ich finde das deprimierend», sagte Grabowsky schließlich.

Hessberg schien kurz zu überlegen, ob der andere eines Nachfragens würdig sei. Dann: «Wovon sprichst du? Es läuft doch genau so, wie du wolltest.»

Grabowsky hatte sich um die eigene Achse gedreht, lehnte nun mit dem Rücken an das feuchtkalte metallene Geländer der Loggia und blickte in Richtung der hell erleuchteten Fenster, hinter denen mittlerweile ausgelassen gefeiert wurde, wie es aussah.

«Sieh dir das an. Das ist nicht mein Werk. Ohne dich hätte ich das nie geschafft. Du bist perfekt für den Job. Und damit meine ich nicht nur den Bereich im Rahmen unseres Deals. Auch sonst. Du kannst hier Geschichte schreiben, Eric. *Wir* können es, wenn wir wollen. Weiter gehen. Dinge verändern, nicht nur prägen. Wir können Dinge *machen*. Erschaffen. Durchsetzen. Glaubst du ernsthaft, ich hätte Lust, mich über Monate mit dem Vize-Kanzler herumzuschlagen, diesem fetten, zahnlosen Hofhund?»

Hessberg kam nicht umhin zu grinsen. «Dann bist du einverstanden mit Portners Ernennung?»

«Natürlich. Er ist perfekt.»

Zum ersten Mal, seit sie hier draußen standen, sahen sich die beiden Männer an. In den vergangenen sieben Jahren hatten sie sich fast täglich gesehen. Zu sagen, daraus sei ein Mentor-Protégé-Verhältnis entstanden, würde der Sache nicht gerecht. Es war viel mehr. Und weniger zugleich. Hassliebe.

«Ich glaube, ich sollte wieder rein», sagte Hessberg schließlich.

«Viel Spaß, Herr Bundeskanzler». Grabowsky legte kurz seine Hand auf den Unterarm des Jüngeren.

«Machst du Witze?»

«Ja.»

«Dann bin ich beruhigt. Ich wollte schon anfangen zu denken, du hieltest mich wirklich für einen Idioten.»

«Bis morgen, Eric.»

«Bis morgen», antwortete der Jüngere, wandte sich, eine Hand in der Hosentasche, ab und ging auf die gläserne Schiebetür zum Bankettsaal zu. Auf halber Strecke drehte er sich noch einmal um, ging rückwärts weiter und prostete Grabowsky mit dem leeren Champagnerkelch zu.

«Idiot», murmelte dieser. Es klang auf eine verwunderte Art zärtlich, und einmal mehr gestand er sich ein, dass er es nicht verstand. «Es» war die Tatsache, dass der Großteil seiner Generation, zu der auch Hessberg zählte, so anders war als er selber. Hessberg, mit vollem Namen Eric Friedrich Josef Nicolaus Philipp Franz Karl Hessberg, war in der Tradition und den Werten seiner Familie erzogen worden. Erzkonservatives katholisches Gymnasium, Wehrdienst, Beförderung, Studium der Betriebswirtschaft und der Politikwissenschaften, Dissertation und Doktorat, Geschäftsführung des Familienunternehmens und der angehängten Stiftung und schließlich der Einstieg in die Politik. Und trotzdem war nichts wirklich echt; was solide klang, war nur Schein. Er war kein schlechter Mensch, aber die Form war zu groß.

In seinem – Grabowskys – Fall lag die Sache anders: Er fühlte sich

alt, seit er denken konnte. Seit dem Moment, als er sechs Jahre alt gewesen war und seine Mutter sich im wachsenden Wohlstand der Boomzeit angeschickt hatte, den Sinn alles Hergebrachten über Bord zu werfen und durch einen neuen zu ersetzen, und dabei in Sachen Selbstverwirklichung nicht weiter gekommen war als an den Grund eines Glases und eines Tablettenröhrchens. Von da an war er auf der ganzen Welt an der Seite seines Vaters unterwegs gewesen, und ein Gutteil seines Lebens wäre zur stumpfen Warterei verkommen, hätte der Junge, der er damals war, nicht den Krieg für sich entdeckt. Er hatte alles über Kriege, ihre Kunst, Gründe, Vorteile, Möglichkeiten, Ziele und Gefahren gelesen, was er hatte finden können und was Botschaftssekretäre, State Departement- und Pentagon-Mitarbeiter, Sekretärinnen und Serviceangestellte aller Ebenen und Bereiche ihm hatten besorgen können. Korrespondenzen, Memoranden, Reden, Protokolle, Berichte, Memoiren, Rapporte. Nimmersatt.

«Hunger» murmelte er jetzt. Das war die einzige Antwort, die er auf die Frage nach dem Graben zwischen sich selbst und dem Rest seiner Generation jeweils fand und stehen lassen konnte. Sie hatten nie Hunger gehabt. Sie hatten keine Ahnung, was das überhaupt war. Weder kannten sie Hunger nach Nahrung noch jenen nach Inhalt und Sinn, der einen antrieb über jede Grenze hinaus. Einer hatte mal gesagt, gute Zeiten seien gute Zeiten für schwache Menschen. Und umgekehrt.

Wo kann ich unterschreiben?

Er würde Hessberg noch enger führen müssen. Und noch mehr Aufwand betreiben, damit dieser es nicht merkte. Situationen wie jene vorhin durfte es nicht mehr geben. Grabowsky schalt sich jetzt selber einen Idioten. Sieh zu, dass nicht du es bist, der die Sache verbockt, dachte er, während er sich eine weitere Zigarette anzündete.

Er blickte auf die Uhr. Halb zwei. Er gab sich einen Ruck und ging zu der Metalltür, die von der Loggia direkt zum Treppenhaus und zu den Aufzügen führte und die in ihrer grauen Abscheulichkeit perfekt zu dem widerwärtigen Protzbau passte, zu dem sie gehörte.

Sein Wagen stand mit laufendem Motor am Rand des Platzes, auf den der Nordeingang hinausführte. Man musste schon das Zeitliche

gesegnet haben oder mindestens im Sterben liegen, um die Bewilligung zu erhalten, hier abgeholt zu werden. Oder aber Christian Grabowsky sein.

Das Ritual des Schlagaufhaltens, Einsteigens und Losfahrens war für den Fahrer wie stets eine Wohltat in seiner stummen Professionalität. Alex' Blick über die Schulter quittierte Grabowsky mit einem kaum wahrnehmbaren Nicken. Nach Hause. Zwei Stunden Schlaf, dann ein Bad, Frühstück um fünf.



Berlin, Schweizer Botschaft

Knapp 200 Meter Luftlinie von dort, wo Grabowsky in den provisorischen Frieden seines Wagens eintauchte, saß zur selben Zeit ein anderer Mann wach in einem Raum, den er, hätte er darauf geachtet, mit ähnlichen Attributen versehen hätte wie jener das Bundeskanzleramt. Aber Jo Burger, interimistischer Leiter des Schweizer Nachrichtendienstes des Bundes, hatte keine Augen für seine Umgebung, sondern nur für den Mann, der ihm am Tisch des als «die Kiste» bezeichneten Zimmers im zweiten Untergeschoss der Schweizer Botschaft schräg gegenüber saß. Ein durch eine Metallkonstruktion im Innern der Betonwände abgeschirmter Raum zwischen Küche und Tiefgarage. Zwei Millimeter dicke, mit einer galvanischen Zinkbeschichtung versehene und miteinander verschweißte Metallpaneele garantierten die Abhörsicherheit. Der ovale Tisch bot Platz für ein Dutzend Leute. Bis auf eine silberne Thermoskanne, Tassen und zwei Aschenbecher – allesamt unbenutzt – war er jetzt leer.

«Wie zuverlässig ist die Quelle?» fragte Burger, nachdem er lange geschwiegen hatte.

«Hundert Prozent, Jo. Ein Mann vom BND.»

«Das will ja nichts heißen.»

«In seinem Fall schon. Wir arbeiten seit über zehn Jahren zusammen. Du weißt, wie es läuft.»

Jo Burger wusste es. Es war das älteste Spiel der Welt. Einige würden sagen, ein Tanz mit wechselnder Schrittfolge, bei dem mal